



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1930

3 (1930)

Caritasblüten

Nr. 3

März

1930



Die Sonne neigt zum Westen und winkt zu Rast und Ruh,
Und stille schaut Sankt Joseph dem Jesusknaben zu.
Aus kleinen Holzabfällen macht sich das liebe Kind
Ein Kreuzlein - ach - wofür denn? Und wie es denkt und sinnt!
Sein Vaterherz wird traurig ob solchem Kinderspiel,
Es ahnt mit stillem Bangen das große Lebensziel.
Ans Kreuz wird man ihn schlagen, den heißgeliebten Sohn,
Durchs Kreuz wird er uns bringen des Himmels ew'ge Wohn.

Das Dreikreuzer-Stück des heiligen Joseph

Gin Priester teilt dem Direktor des Propagateur folgendes mit: „Der hochwürdigste Bischof J., welcher bald nach der großen Revolution auf den bischöflichen Stuhl von N. erhoben worden war, bedauerte es sehr, in dieser Stadt kein Ordenshaus zu haben, in welchem junge Mädchen aus vornehmen Familien erzogen werden könnten. In seiner ausgedehnten Diözese hatten sich die Ordensfrauen, welche die Revolution aus ihrem Kloster vertrieben hatte, nicht zerstreut, sondern blieben beieinander und kamen endlich, nachdem sie in mehreren Gegenden umhergeirrt waren, wieder nach Ch. zurück, woraus sie vertrieben worden waren. Der Bischof erbat sich nun von der Oberin einige Nonnen und erhielt sie auch. Bei ihrer Ankunft sagte er zu ihnen: „Ich bin selbst arm und kann auch nichts geben; nehmet Mädchen in Pension, und ihr werdet mit ihnen leben.“

Um in einer Stadt, wo sie niemand außer Gott kannte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nahmen sie anfangs arme Mädchen in Pension, welche sie an Vakanztagen öffentlich spazieren führten. Inzwischen wurden, da das Haus keine gesunde Lage hatte, die Lehrerinnen und Mädchen in großer Anzahl krank. Die Schwester Krankenwärterin ging zur Oberin, die zugleich die Ökonomie-Verwalterin war, und bat sie um weniges Geld zum Ankauf einiger Heilmittel für die armen Kranken. „Ach, liebe Schwester,“ antwortete die ehrwürdige Mutter L., „ich bin sehr arm.“ „Meine Mutter, geben Sie mir, was Sie können!“ „Aber, wieviel brauchen Sie?“ „Meine Mutter, da Sie so arm sind, so geben Sie mir zwei Dreikreuzer-Stücke.“ „O, zwei Dreikreuzer-Stücke! ich habe in allem nur zwei, und ganz ohne Geld will ich unser Haus doch nicht lassen.“ „Dann geben Sie mir ein Stück, meine Mutter, und ich will sehen, ob ich nicht ein wenig Lakrizensaft oder etwas anderes für unsere armen Kranken kaufen kann.“

Als sich die Krankenwärterin mit dem Dreikreuzer-Stück entfernt hatte, betrachtete die Oberin wehmütig ihr letztes Stück Geld und sagte bei sich selbst: „Da sitze ich schön in der Klemme mit dieser armseligen Münze an der Spitze einer zahlreichen Familie.“ Plötzlich kommt ihr ein Gedanke, den sie für eine göttliche Eingebung hielt. Blichschnell erhebt sie sich und eilt in die Kapelle, wo eine Statue des heiligen Joseph, beinahe drei Fuß hoch, steht und wirft sich vor diesem Bilde in die Knie. „Mein guter Heiliger!“ ruft sie aus, „Du bist der Verwalter der heiligen Familie gewesen und hast es ihr, wie wohl selbst arm, an nichts mangeln lassen. Ich erwähle Dich jetzt zum Verwalter einer andern Familie, und übergebe Dir.

um mein ganzes Vertrauen zu beweisen, meine ganze Geldbörse.“ Hierauf legte sie das Dreikreuzer-Stück in die Hand des neuen heiligen Verwalters und entfernte sich voll Vertrauen. Einige Augenblicke später klopfte man an der Pforte. „Meine Mutter!“ sagte die Pförtnerin, „im Sprechzimmer steht ein Mann, der Sie sprechen will.“ Die Mutter Oberin begibt sich dahin, von einer andern Nonne begleitet. „Sie wissen, meine Damen,“ sprach der Mann, „daß ich für Sie gearbeitet habe.“ „Ja, ich erinnere mich dessen, und wir sind mit Ihrer Arbeit sehr zufrieden.“ „Damals, meine Damen,“ indem er sich fortwährend hinter den Ohren kratzte, „damals — das heißt — nun — was ist es doch?? Damals haben Sie mich zweimal bezahlt; mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, und so muß ich Ihnen diese Summe wiedererstaten. Es waren 40 Franks.“ Allerdings eine bedeutende Summe, wenn man nichts mehr hat.

Der neue heilige Verwalter blieb jedoch dabei nicht stehen; bald darauf führt er eine reiche Dame ein, welche ihre Tochter in Pension gibt, darauf eine zweite, dann eine dritte uß. — Endlich im Jahre 1834 sagte die ehrwürdige Mutter zu einem Priester: „Betrachten Sie dieses geräumige Haus, das wir uns erbauen ließen und das uns über 300 000 Franks kostet; es ist ganz bezahlt und das Dreikreuzer-Stück ist noch immer in der Hand des heiligen Joseph.“ Wenn eine angehende Novize beim Auskehren und Abstauben dieses Geldstück findet, so bringt sie es mir: „Meine Mutter, da habe ich dieses Geldstück gefunden.“ „Wo, mein Kind?“ „In der Hand des heiligen Joseph.“ „Gut, das ist sein Platz, lege es nur wieder hin.“

O Mensch, du jammerst und klagst,
Daß allzusehnell entfliehet die Zeit.
Gebrauch sie weise, und du machst
Den Augenblick zur Ewigkeit. —

E. Bickmann

Was bei den Eingeborenen die Ochsen gelten

Schw. M. Juliana

Raum kann das heidnische Negerkind lallen, so ist das erste Wort „komo“. Das Hornvieh gilt als etwas Würdevolles, und ein kleiner schwarzer Junge meinte einmal, das gefalle ihm doch am besten, daß in den gemalten Fenstern hinter dem Hochaltar beim Evangelisten auch der Ochse sei. Führt man schwarze Kinder Weihnachten zur Krippe, so ist das erste, was sie beachten: „Guck, da ist der Ochse!“, während die weißen Kinder sofort ausrufen: „Schau die Engel, die Mutter und das Kind!“

Das Bild des Ochsen begleitet den Schwarzen durchs ganze Leben. Wird ein Mädchen geboren, dann denkt der Vater schon an den schönen Gewinn von zehn Ochsen, den er vom Bräutigam des Mädchens erhalten muß. Stirbt ein größeres Mädchen, dann ist große Trauer, weil die Ochsen aus dem Stall verloren gehen. Es wird kein Fest veranstaltet, oder es muß wenigstens ein Ochse zum Festschmaus gegeben werden.

Fragt der junge Heide um seine Braut an, dann muß eine junge Kuh das erste Werbegeschenk sein; will sie heiraten, so müssen zehn Ochsen da sein. Am Hochzeitstag, wenn die Braut kommt, muß sie erst um den Ochsenkraal gehen, und ihr Vater sitzt da, um von da aus den Segen über die Braut zu sprechen. Junge Mädchen gehen dann singend und im Tanzmarsch mit Messer in der Hand zum Ochsenkraal und wählen nach Belieben aus, der von ihrem Wurf getötet werden muß.

Der Kraalbesitzer hält morgens sein erstes Mußestündchen im Ochsenkraal sitzend, da ist sein Ehrenplatz. Frauen dürfen das nicht tun, denn sie sind zu geringen Ranges.

Bei einem Sterbefall wird ein großer Ochse geschlachtet und die Leiche in ein frisches Ochsenfell gewickelt und im Kraal begraben, und zwar nahe beim Eingang, damit der Verstorbene ein Beschützer der Ochsen sei. Sehr oft ist bei Männern eines der größten Hindernisse, Christ zu werden, weil sie sich weigern, die heilige Taufe zu empfangen, und zwar aus Furcht, ihre Leiche komme nicht mehr in den Ochsenkraal. Sind die Eingeborenen aber einmal getauft, dann wollen sie selbst nicht mehr bei den Ochsen begraben sein und bitten, daß sie ja zu den Christen auf den Kirchhof kommen.

Ist bei den Heiden das Trauerjahr abgelaufen, so wird ein Ochse geschlachtet und ein Fest für die Umgebung veranstaltet. Wird eine wichtige Persönlichkeit krank, und muß der Zauberer geholt werden, so ist es selbstverständlich, daß wieder ein Ochse geopfert wird. Kommt ein Wahrsager, dann verlangt er von selbst einen Ochsen für seine Kunst. Wird einem Verstorbenen etwas geopfert, so ist es wieder ein Ochse.

Je mehr Ochsenhädel und Hörner ein Kraalbesitzer über dem Eingang seiner Hütte auf dem Strohdach angebracht hat, desto größeres Ansehen genießt er. Man sieht darin nicht nur ein Ehrenzeichen, sondern betrachtet das als besonderen Schutz für alle.

Nicht selten fragen die Heiden, ob es im Himmel denn auch Ochsen gebe. Regnet es lange Zeit nicht, so meinen sie, die Ochsen hätten im Himmel zuviel getrunken; regnet es viel, dann ist nach ihrer Meinung im Himmel kein Ochse mehr.

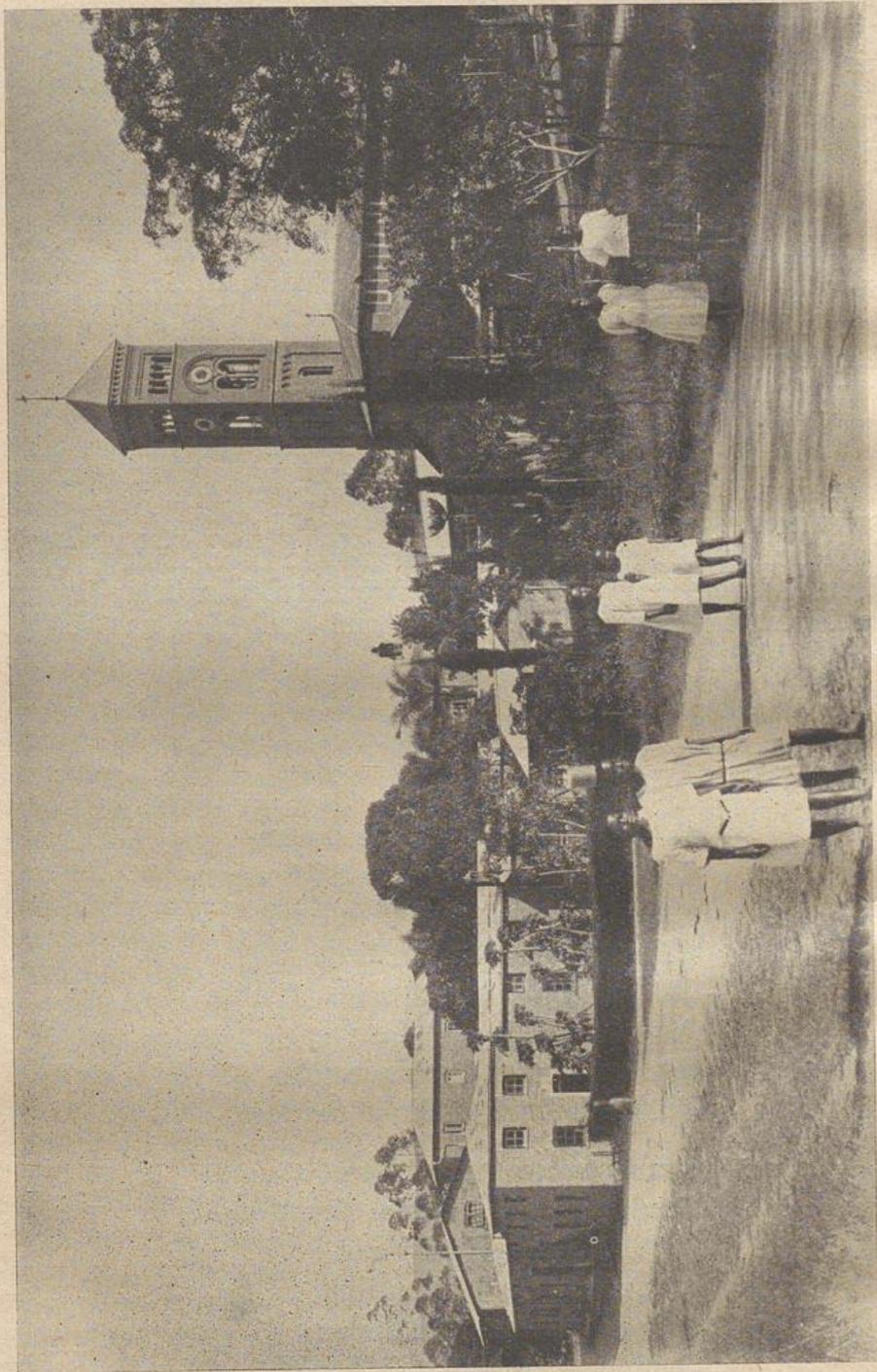
Wird ein neuer König eingesetzt, so werden viele Ochsen geschlachtet und geopfert um Kraft und Glück und um den rechten Geist im Amte. Kommt die Herbsternöte, so darf niemand von den frischen Feldfrüchten essen oder kochen, bis das grausame Ochsenpiel vorbei ist, wobei jedermann verpflichtet ist, zu kommen. Dabei werden drei wilde Stiere von den Männern ohne irgendwelche Waffe getötet. Mit ihren Armen erwürgen sie die Tiere, und alles Fleisch muß mit den Händen zerrissen werden. kein Schnitt darf mit dem Messer gemacht werden. Der Chief untersucht es genau, und nur so wird der König Kraft erlangen in jedem Kriege, und seine Kämpfer werden siegen. Junge Burschen haben große Freude und Geschick, die Ochsen zu dressieren; sie leiten die Tiere weite Strecken nur durch Ruf und Pfiff.



Trost im Leiden

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbsten Schmerz!
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.
An des Sommers schwülem Hauche
Reißt die goldne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenstrauche
Blüht die schönste Blum' der Flur.

Nur in finstern Nächten strahlet
Herrlich schön der Sterne Pracht,
Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolken Nacht.
O so nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand!
Sind sie Boten naher Freuden,
Sind des Glückes Unterpand.



Marianshill

Mariannahill und seine Schulen

Sine Fahrt durch den Atlantischen Ozean, vorbei am „Kap der guten Hoffnung“, und wir erreichen an der Ostküste Afrikas die Hafenstadt Durban. Wir sehen hier sozusagen alle Menschenrassen und europäisches Leben und Treiben; Autos, elektrische Wagen sausen durch die Straßen. Nur ein einziges Verkehrsmittel sagt uns, daß wir auf afrikanischem Boden sind. Es ist die sogenannte „Rikscha“, ein kleiner, zweiräderiger Wagen mit Platz für zwei Personen. Der Kutscher, ein Neger, trägt auf dem Kopfe den Federschmuck eines Indianerhäuptlings; seine Beine sind mit den buntesten Farben bemalt. Er zieht die Rikscha und läuft flink wie ein Reh daher.

Von Durban aus erreichen wir in zwei Stunden per Bahn die Station Pinetown, und nach einstündiger Wanderung Mariannahill. Noch steht die kleine Blechhütte, welche dem Stifter dieses großen Missionshauses als erste Wohnung diente. Jetzt ein großer Häuserkomplex auf dem Boden, der das erste Samenkorn trug. In zwei großen Schulen werden Hunderte von Negerkindern unterrichtet; die weite Kathedrale ist an Sonntagen bis auf den letzten Platz gefüllt von Christen und Katechumenen. Außer den beiden Klöstern, dem ursprünglichen Mutterhaus der Schwestern sowie der Patres Missionare, zieht sich noch eine Reihe von Gebäuden hin, in welchen die Eingeborenen zu tüchtigen Handwerkern herangebildet werden.

Aus unseren Schulen: In zwei Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, wovon sich das eine in Mariannahill befindet und das andere auf der Missionsstation Maria Zell, werden die Eingeborenen unter Leitung der Missionare und Missionschwestern zu christlichen Lehrpersonen herangebildet. Es sind bereits 40 Außenschulen mit eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen besetzt.

In den großen Sommerferien, die hier in die Monate Dezember und Januar fallen, wurde jetzt in Mariannahill der achte soziale Lehrerkursus gehalten. Erfreulich waren die Berichte, die die eingeborenen Lehrer und Lehrerinnen über ihre Wirksamkeit in den auswärtigen Schulen und den vielfach bestehenden Kongregationen gaben. Die Zahl der anwesenden eingeborenen Lehrpersonen belief sich auf 170, die nicht nur von Natal, sondern weit her von der Capeprovinz, Zululand, Basutoland und der Transkei kamen. Das Zentrum der südafrikanischen Mission, Mariannahill, hat es sich zur Pflicht gemacht, alljährlich die daselbst ausgebildeten Lehrpersonen zu einem Kursus in den Sommerferien zu sammeln, um ihre Tätigkeit zu fördern und zu festigen. Ihnen schließen sich viele an, die in protestantischen Schulen ihre Ausbildung genossen.

Auch Vertreter der Regierung zeigten durch ihr Erscheinen und durch Vorträge ihr Interesse für die Schule und das soziale Wirken der Eingeborenen. Verschiedene Kongregationen waren durch einige ihrer Lehrschwestern vertreten. In unserm Provinzialhaus stellten sich 34 unserer eigenen Lehrschwestern zum Kursus ein. Manche mußten mehrere Tage reisen, um ihr Ziel zu erreichen. Selbst aus dem fernen portugiesischen Gebiet, in dessen Hauptstadt Lourenco-Marques unsere Schwestern eine Schule für Kinder aller europäischen Nationen leiten, war die Leiterin der Schule erschienen. Eine Anzahl Priester von Missionen nah und fern nahmen teil und brachten gute Nachrichten über den Eifer und die erfreuliche Entwicklung ihrer Missionen.

Der Kursus dauerte volle acht Tage. In früher Morgenstunde wohnten alle Teilnehmer der heiligen Messe bei, welche von den zahlreichen Priestern in der Kathedrale zelebriert wurde. In großen Scharen nahen sich fast alle Eingeborenen täglich dem Tische des Herrn. Nach der heiligen Messe hielt ein Priester eine erhebende Ansprache. Nach dem Frühstück versammelten sich alle in der großen Halle des Lehrerseminars, wo der Direktor desselben, Pater Dr. Bernard Huß, in interessanten Ausführungen über Leben und Sitte der südafrikanischen Volksstämme in vergangenen Zeiten und über deren Aufschwung durch europäische Kulturarbeit die Zuhörer fesselte. Es wurde ferner über Anthropologie, Landwirtschaft und kaufmännische Buchführung, aber auch über die Liturgie der Kirche gesprochen.

Vormittags fanden die wissenschaftlichen Vorträge statt, während Diskussion und Unterweisungen in technischen Arbeiten die Nachmittagsstunden ausfüllten.

Unser Missionsarzt hatte als Thema „Die Tuberkulose“ gewählt, weil diese Krankheit unter den Eingeborenen weit um sich greift. Herr Dr. Murtrie hat Großes geleistet im Dienste der leidenden Menschheit; davon war auch der Heilige Vater in Rom unterrichtet durch den Apostolischen Nuntius, den hochwürdigen Herrn Bischof Hinsley, welcher Afrika im Auftrage des Statthalters Christi bereiste und die kirchlichen Visitationen vornahm. In Anerkennung der segensreichen Tätigkeit unseres Missionsarztes übersandte ihm der Heilige Vater das Ehrenkreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“. Unser hochw. Herr Bischof Adalbero Fleischer, der in Begleitung des hochw. apost. Präfekten von Kronstadt, eines Deutschen, öfters anwesend war, überreichte diesen Orden dem allverehrten Herrn Dr. Murtrie, und der laute Beifall aller Anwesenden gab die allgemeine Freude über diese Auszeichnung kund. Auch der hochw. Herr Bischof Delalle von Durban beehrte die Versammlung durch sein Erscheinen und sprach in einem längeren Vortrag über die Pflichten der katholischen Lehrer.



Schulprobe in der Haushaltungsschule Maria-Zell

Nachmittags besuchten die Mitglieder der katholischen afrikanischen Union, die Lehrer und Lehrerinnen, die verschiedenen Werkstätten und Arbeitslokale, um ihre Kenntnisse zu vervollkommen und die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik kennenzulernen. Sehr betont wurde der Gedanke: „Zurück zur Handarbeit!“ Man wanderte zur Sattlerei, zur Schusterei, zur Schmiede, zur Schreinerei und Flechtereier. Die Brüder, welche in den einzelnen Arbeitsräumen die Aufsicht führten, waren zur Beantwortung aller Fragen gerne bereit.

Die Lehrerinnen begaben sich in die Abteilungen, welche von den Schwestern geleitet wurden; sie besuchten den Zuschneidekursus, machten Versuche in kleinen Flechtarbeiten, in der Herstellung von Teppichen, gingen in die Stickerei, in den Nähsaal, die Küche oder hörten die Vorträge in der Kranken- und Säuglingspflege an.

Abends folgte der erheiternde Teil: Spiel, Gesang, Reigen. Die Zulus sind Freunde der Musik und treten ohne Scheu auf die Bühne, um ihre selbst gelernten Lieder vorzutragen. Im allgemeinen haben sie ein großes Rednertalent, sprechen frei und offen, was sie denken, mögen noch so hohe Persönlichkeiten anwesend sein.

Für uns Schwestern boten nach dem Kursus mehrere praktische Vorträge in der Klosterschule von unserer Generaloberin, der ehrwürdigen Mutter Paula, eine geistige Erholung und Auffrischung. Wir wurden im Berufsgeist und in der Regeltreue neu bestärkt, um mit Erfolg unter den Eingeborenen wirken zu können.

Ältere, erfahrene Lehrschwestern gaben manche praktische Winke für die Schule. Unsere Vorgesetzten scheuen keine Opfer für unsere weitere Ausbildung; einige unserer Schwestern studieren an der Universität in Mariburg.



Pius IX. als Dieb im eigenen Haus

Als Pius IX. noch Erzbischof in Immola war, wurde ihm von seiner teuren Mutter ein kostbares aus Gold gearbeitetes Service verehrt, und er hielt dieses Geschenk so hoch, daß er dasselbe höchst selten im Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tische geladen waren, befahl der Erzbischof, ihm das Service seiner Mutter vorzulegen. Solches geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangsalon ein, wo sie vom Erzbischof aufs freundlichste unterhalten wurden. Auf einmal wurde aber derselbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr sprechen wollte. Der Erzbischof ließ niemanden abweisen und gab darum auch diesem Herrn Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: „Hochwürdigster Herr Erzbischof! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch unter die ersten Bürger in unserer Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäfte so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um selbe spärlich ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine gewisse Summe vorgestreckt würde; ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen; wenn Sie mir nicht helfen, so ist mein Glück für immer dahin.“ Der Erzbischof erwiderte sehr freundlich: „Mein Teurer! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist die Wahrheit: Ich habe in meiner Kasse gegenwärtig keinen Scudi, aber da Sie in so dringender Not sind, so muß geholfen werden.“ Der Erzbischof lief in den menschenleeren Speisesaal und nahm das goldene Service, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie mit diesem hier auf das Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich alles wieder auslösen können, und Sie werden die nötige Summe erhalten.“ Der Kaufmann verabschiedete sich und vollzog freudig den Befehl des Erzbischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalles.

Die gewöhnliche Zeit, zur Tafel zu gehen, war vorüber. Der Erzbischof hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, daß die Dienerschaft etwas mehr Zeit für mehrere Gäste brauchte, um die Vorbereitungen zu treffen, als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten sollte. Die ganze Dienerschaft erschien, sich zu den Füßen des Erzbischofs werfend, und wie aus einem Munde rufend: „Herr Erzbischof,

ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und es ist doch von jemand im Hause geschehen, denn kein fremder Mensch ist dorthin gekommen. — — Der Erzbischof konnte sich den Auftritt nicht erklären. Endlich fragte er, was denn vorgefallen sei. Alle riefen: „Ihr goldenes Service ist gestohlen, und wir werden nicht eher von dem Plaze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird.“ — — Jetzt lachte der Bischof und sprach: „O mein Gott! Dieser Dieb bin ich selbst. Legt nur mein gewöhnliches Service vor und besorgt schnell den Tisch.“ Freudig war nun wieder das ganze Haus, und die Gäste riefen scherzend aus: „Heute zum ersten Male ist es eine Ehrensache geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen.“ — —

Dem Kaufmann glückte sein Unternehmen, und er wurde durch die geliehene Summe ein reicher Mann. Dieser Kaufmann aber vergaß der erzeugten Wohlthat nicht, sondern er wurde ein großer Guttäter der Bedrängten und ein Vater der Armen.

2

Der Wilde beim heiligen Opfer

Sin Missionar war einst mit seiner Begleitung an dem Orte seiner Bestimmung angelangt. Sofort wird am Strande ein Altar gebaut, und es beginnt die Feier des heiligen Opfers. Die ganze Mannschaft kniet in stiller Andacht an den Stufen, während der Priester voll Rührung hier zum ersten Male zelebriert. Ein Häuptling dieser Insel hatte die Landung der Fremdlinge bemerkt und beobachtete aus einem Hinterhalte in neugieriger Spannung, was da geschah. Die Feier macht einen tiefen Eindruck auf ihn, schon nimmt er seine aufrechte Stellung an, um auf das Genaueste jedes Einzelne beachten zu können. Als es aber zur Wandlung gekommen war, verdemütigte sich die ganze Schar in den Staub; das Glöcklein klingt, der Leib des Herrn wird erhoben, man schaut hin, senkt das Auge wieder und schlägt an die Brust. Vor Staunen und Verwunderung kühn geworden, wagt sich der Wilde heran, spannt seinen Bogen ab, legt ihn auf die Stufe und steigt hinauf zur Seite des Priesters und will in den Kelch sehen. Er will wissen, was in aller Welt auf dem Altare vor sich geht, das eine solche Gewalt auf die Anwesenden übt. Indem man ihm das Unschickliche dieser Dreistigkeit durch Zeichen bedeutete, macht man ihm Plaz, und der Sohn der Natur fügt sich in die Reihe der Gläubigen, deren Haltung er nach Möglichkeit nachahmt. Was er hier nur äußerlich, überwältigt von der Kraft des Beispiels, mitmachte, wird er später als Christ mit voller Teilnahme vollbracht haben.

Der Kampf um eine Seele, oder was das Gebet der Kinder vermag

Schw. M. Aquilina

Njaruka war ein finsterner Heide, und finster wie er war auch sein Geschäft. Sein Liebstes war: „Würfel werfen, Opfern und beim „Wawa“-Bier zu sitzen, während seine Weiber und Kinder für ihn arbeiteten.

Schon vor zehn Jahren, als ich hierher kam, war einer seiner Söhne bereits Christ, und ein zweiter war Katechumene. Vor etwa sieben Jahren errichteten wir in der Nähe ihrer Heimat, fünf Stunden von hier, eine Außenschule. Jetzt hatte ich öfters Gelegenheit, den Vater unseres „Florian und Njanatso“ zu sehen, und hoffte, er sei sehr erfreut, daß seine Kinder auch jetzt zu Hause lernen könnten. Dem war aber nicht so. Auf etwaige Fragen gab er kurz und mürrisch zur Antwort: „Ich will kein Christ werden, ich brauche keine Schule hier, die Burschen wollen sich nichts sagen lassen; ich selbst will nie, nie ein Christ werden.“ Vor vier Jahren kam auch ein dritter Sohn zur heiligen Taufe, während der älteste sich mit einem christlichen Mädchen verheiratete. Ein Jahr später heiratete der zweite Sohn, und alle führten ein christliches Familienleben; doch auf ihren Vater machte das keinen Eindruck; sie erhielten von ihm einen verächtlichen Blick oder eine Bemerkung, wenn sie Freitags kein Fleisch essen wollten usw. Dennoch gaben diese die Hoffnung nicht auf und erfüllten treu ihre Pflicht, wie sie der Katechismus gelehrt: „Kinder, welche ihre Eltern wahrhaft lieben, beten viel für sie um die Gnade der heiligen Taufe.“

So war ein Jahr ums andere vergangen. „Njaruka blieb derselbe im Charakter, obwohl seine Haare weiß wurden. Da, im vorigen Jahre fühlt sich Njaruka eines Tages krank. „Ndi no rgwadziwa, ich bin krank“, mit diesen Worten erwiderte er den Morgengruß seiner Kinder. Schon nach wenigen Tagen nahm die Krankheit zu und man fürchtete für sein Leben. Sobald die Krankheit gefährlich wurde, wichen die Kinder Tag und Nacht nicht mehr von seiner Seite. Ein Rosenkranz nach dem andern wurde gebetet. Natürlich erfuhren auch seine heidnischen Verwandten und Freunde von seiner Krankheit und dachten, nun auch ihrerseits ihre Mittel anzuwenden, nämlich zu würfeln, um zu sehen, welcher „Geist“ ihn krank gemacht hatte und welches Opfer er verlange, eine Kuh oder eine Ziege usw. — Denn nur zu gern opfert der Kaffer, da er ja seinen Vorteil dadurch hat, weil er das Fleisch selber verzehrt. — Aber kurz und bündig erklärten die christlichen Söhne: „Er ist

unser Vater, und wir wollen nichts von dem wissen!“ Die heidnischen Verwandten erwirkten aber bei Njaruka die Erlaubnis, eine Kuh zu opfern.

Unverdrossen beteten die Kinder fort, und auch einige andere Christen aus dem Kraal gesellten sich zu ihnen. Öfters fragten sie ihn: „Vater, willst Du nicht in den Himmel kommen, nicht getauft werden?“ Aber ein kurzes „a ndi di, ich will nicht“ war die Antwort. Also beteten wir weiter, sagte mein Erzähler, noch nie im Leben haben wir so gebetet; es schien, als sollte die Hölle ihr Opfer haben. Zwei Tage und Nächte hatten die braven Christen schon ausgehalten. Jetzt kam der dritte Tag. Weder Hunger noch Schlaf achtend, beteten und hofften sie weiter. Njaruka war schon zeitweilig besinnungslos, seine Augen traten aus den Höhlen und glühten wie die eines Löwen; er sah mehr einem Tier oder Teufel, als einem Menschen ähnlich. Seine Söhne erklärten: „Wäre er nicht unser Vater gewesen, wir wären vor Schrecken davongelaufen.“ In seinen klaren Augenblicken wiederholte man die alten Fragen, ob er kein Christ werden wolle; aber nur ein „nein“ war die Antwort. Unter heißen Tränen stiegen die Gebete zum Himmel.

„O Jesus, hilf! Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria!“ Es schien ein Kämpfen und Ringen zwischen Gott und dem Teufel.

Da — Njarukas Augen schließen sich — er wird ruhig — soll er tot sein? — als Heide? — Man hält den eigenen Atem an, horcht und fühlt. Nein —, noch einmal schlägt er die Augen auf und im selben Moment fragt man ihn: „Vater, willst Du nicht als Christ sterben?“ „Ja!“ Welche Freude! Durften sie ihren Ohren trauen? Klar und deutlich sagte er nun: „Taufet mich, ich will in den Himmel kommen.“ Die Ehre hatte unser braver Benedikt, der nun auch hoffentlich mit ihm im Himmel vereint ist. Njaruka oder Joseph, wie er jetzt hieß, war ein neuer Mensch für etwa eine halbe Stunde. Ruhig und gottergeben lag er da, und zum Staunen aller sprach er deutlich und verständlich mit seinen Kindern. Er, der früher nichts von Gott wissen wollte, ermahnte nun seine christlichen Kinder: „Bleibet brav und lebt allein für Euch“; dann verschied er friedlich im Herrn.

Seine Söhne meinten, noch nie haben wir die Macht des Teufels so gesehen, wie da; aber der liebe Gott ist doch stärker und hat unser Gebet erhört.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß seine heidnischen Verwandten seit seinem Tode eine viel größere Zuneigung zu uns zeigen wie früher. Mögen Josephs Kinder brav bleiben wie bis jetzt. Die Tochter ist auch schon ein Kind der heiligen Kirche.

5

Wie es unserer Ida erging Schw. Innocentia, Revelaer

Eines meiner Schulkinder war zu Hause wegen schlechter Behandlung weggelaufen. Ich wußte das nicht. Das Mädchen wollte gerne katholisch werden; es war musterhaft im Betragen und zeigte großen Eifer sowohl in der Schule als bei der Arbeit.

Eines Tages kam während der Spielzeit der Kinder ein schwarzer Polizist mit einem Mann auf mich zu. „Schwester,“ rief eines der Mädchen mir zu, „wenn der Mann Dich fragt, wo die Ida ist, dann weißt Du es nicht.“ Sofort begriff ich die Situation und blieb ganz ruhig. Die Männer fragten mich, ob ich wisse, wo die Ida Ndhlovu sei. Ich konnte mit ruhigem Gewissen „nein“ sagen, denn Ida war blitzschnell verschwunden. Darauf sagte der Polizist: „Schwester, die muß bei Dir in der Schule sein, denn sie ist hier gesehen worden.“ Ich rief meine Kinder zusammen und sagte ihm, er möge sich überzeugen, ob die Ida dabei sei. Darauf fragte ich meine Kinder: „Wißt Ihr, wo die Ida ist?“, worauf sie einstimmig verwundert fragten: „Eine Ida? Hier ist keine Ida.“ (Die Schwarzen verraten einander nicht.) Unverrichteter Dinge mußten die Männer wieder abziehen. Zwei Tage hatte ich Ruhe. Ida hielt sich auf der Station versteckt. Absichtlich wollte ich ihr Versteck nicht wissen.

Am dritten Tage kam der Vater der Ida mit einem weißen Polizisten. „Schwester,“ sagte der Pater Missionar, „heute werden Sie leider sagen müssen, wo die Ida ist.“ Doch ich war nicht genötigt, es zu tun, und sagte dem Pater Missionar, ich wisse wirklich nicht, wo sie sei. Er lächelte und ließ mich die Sache allein ausfechten. „Schwester,“ sagte der englische Polizist, „hier muß eine Ida Ndhlovu bei Dir in der Schule sein.“ „Ich bedauere,“ sagte ich, „aber ich habe sie wirklich nicht in der Schule.“ „Aber, sie ist hier gesehen worden“, entgegnete er. „Das mag sein, aber sie ist jetzt nicht hier.“ „Hast Du denn kein Register mit den Namen der Kinder?“ fragte er weiter. „Doch,“ erwiderte ich, „das kannst Du sehen.“ Um letzteres jedoch zu verhüten, fügte ich schnell hinzu: „Dort in dieser Schule unterrichtet meine schwarze Hilfslehrerin, vielleicht findest Du sie dort.“ Nachdem er auch dort vergebens gesucht und auch sonst noch auf der Station ohne Erfolg geforscht hatte, zogen beide wieder ab.

Für unsere Ida gab es nun hier kein Verweilen mehr, und ungern ließen wir das arme Kind gehen. Sie flüchtete sich auf eine unserer Außenstationen St. Katharina; aber auch diesen Aufenthaltort hatte der grausame Vater bald ausespioniert und setzte voll Haß seine Verfolgung fort. „Wenn ich sie finde, werde ich sie töten“, so sprach er schon zu mir, und ich glaube, er wäre imstande gewesen, es zu tun.

Der letzte Zufluchtsort für unsere Ida war nun Citeaug, eine entfernter gelegene Station. Hier sollte sie nun etwas Ruhe haben, doch auch nicht allzulange. Ida lernte morgens fleißig in der Schule und half am Nachmittag der Schwester auf dem Feld. Eines Tages sah sie plötzlich ihren Vater kommen. Was nun tun? Flüchten? Aber wohin in diesem Augenblick. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als hinunter zu schleichen ins Maisfeld. Dort war sie einstweilen geborgen. Bald aber brach die Nacht herein. Es war kalt und regnerisch, und unsere Ida war leicht gekleidet. Die Schwestern waren besorgt um sie, doch man durfte es nicht wagen, sie ins Haus zu bringen. Der Vater hatte sich auf einen nahen Hügel begeben und ging nicht fort. Ida mußte also die Nacht im Maisfeld zubringen. Sobald es aber Morgen war, schickte Sr. V. einen Katecheten, sie heimlich ins Haus zu holen. Dies war nun auch soweit gelungen, und man wies ihr ein sicheres Plätzchen beim Backofen in der Küche an. Hier hatte Ida sich nun bald erwärmt und fühlte sich ganz wohl. Einen Tag hielt sie sich dort versteckt, und schon wieder kam der Vater und behauptete, gesehen zu haben, wie man sein Kind ins Haus geführt habe. Man führte ihn in die Küche; er sah sie aber nicht.

Um jedoch Ruhe zu haben, sann Sr. D. auf einen andern Plan. Sie schrieb einen Brief an den Magistrat und bat, das Kind in Schutz zu nehmen, da der Vater es unmenschlich behandelt habe und nun drohe, es zu töten. Der Vater der Ida wurde gerufen. Es stellte sich heraus, daß er bei einem Farmer Schulden habe, und die solle Ida verdienen.

Ida wurde nun per Auto zu dem Farmer gebracht. Dem Vater aber wurde streng verboten, dem Kinde fernerhin nachzustellen. Ida arbeitete nun fleißig und hofft in Bälde auf unsere Station zurückzukehren und ein Kind der katholischen Kirche zu werden.

Du täuschest dich selbst, wenn du ohne Leiden und Beschwerden in den Himmel zu kommen wähnst; der Himmel ist das Reich für die Geprüften, Bedrängten, Verachteten. Wie willst du unter so vielen tapferen Soldaten und mächtigen Anführern einen Platz einnehmen können, wenn du dich in der Schlacht fürchtestest und feige zeigtest. P. B. Alvarez



Haushaltungsschule in Neuenbeken, II. Gruppe, Schülerinnen beim Kochen

Lnweit unserer Station war ein ziemlich reicher Kraalbesitzer mit drei Frauen. Meine Pflicht rief mich zuweilen dorthin; dann stellte er mir gerne einen schönen, großen Kraal zur Verfügung, damit ich mit den Leuten bete und vom lieben Gott etwas erzählen könne. Alle seine Frauen und Kinder kamen dann herbei und noch eine Menge anderer Zuhörer, Heiden und Protestanten. Beim Abschied luden mich alle ein, bald wiederzukommen. Als ich nun fragte: „Wer geht denn mit mir zur Schule?“, nahm ein kleines Bublein sein Stöckchen, zog sein bunt besetztes Hemdchen an und ging freudig mit. In der Schule war es recht eifrig und konnte bald den Lehrer der anderen Kleinen machen. In den Ferien troddelte es heim, erzählte den andern Heidenknaben alles Schöne, was es in der Schule gelernt.

Im Nachbarkraal war ein Kranker. Unser kleines Bublein erzählte ihm soviel vom lieben Gott, lehrte ihn beten, so daß er nach einigen Wochen nach der heiligen Taufe verlangte, die ihm seiner schweren Krankheit halber auch erteilt wurde. Nun wurde auch Mahleka, das erste Weib des großen Kraalbesizers, krank. Der Mann brachte sie zu einem heidnischen Zauber-Doktor; doch dieser konnte keine Besserung verschaffen, und so ging die kranke Frau zu ihren Eltern, welche eine Stunde von unserer Station entfernt wohnten. In ihrer Not wiederholte sie oft die Gebete, welche sie bei meinem Besuch gelernt hatte. In ihrer Nähe befanden sich einige Christen, die uns von der Erkrankung Mahlekas Mitteilung machten. Ich besuchte sie in Begleitung unserer Krankenschwester. Es ging bergauf, bergab, durch langes Gras und Gestrüpp; wir mußten auch einen Fluß durchwaten, aber das kühle Wasser tat uns wohl bei der brennenden Sonne im hiesigen Sommermonat Dezember. Endlich erreichten wir unser Ziel. Mahleka lag draußen vor dem Kraal im Schatten eines Pfirsichbaumes, umringt von einer Menge Frauen. Bei unserer Ankunft öffnete sie ihre matten Augen; schon hörte sie nicht mehr und hatte auch zwei Tage nichts mehr gesprochen, aber alle Frauen erzählten uns, wie sehr sich Mahleka nach der heiligen Taufe sehne. Wir beteten mit den Anwesenden, und eine der Frauen ersuchte uns, es Mahleka doch zu sagen; daß sie jetzt getauft würde, worauf sie uns freundlich anblickte. Ich erteilte ihr die Nottaufe und gab ihr den Namen „Xaveria, Maria“. Dann machten wir uns auf den Heimweg. Am folgenden Tage brachte ein Bote schon die Nachricht, daß Xaveria bald nach unserer Rückkehr sehr schön gestorben sei.

*

In der Nähe von Maria Trost wohnt der Dhlamini-Stamm unter seinem Häuptling Ndibaniso. Es geht die Rede, daß vor vielen Jahren der Häuptling Gileni keine männlichen Nachkommen am Leben hielt. Man hatte Verdacht auf ein anderes Weib, die Wahrsagerin war, als schaffte sie die Knaben weg, um ihren Sohn, Ndibaniso, als Häuptling aufzudringen. Zulezt nun ließ Gileni den Befehl geben, daß der Sohn irgendeines seiner anderen Weiber Chief werden solle. Nun aber erhielt das Großweib noch einen Knaben und versteckte ihn sofort bei ihren Angehörigen, so daß dieser am Leben blieb. Gileni starb bald darauf. Sein Bruder Simiti regierte für den kleinen Ndibaniso. Als letzterer großjährig war, nahm er sich mehrere Frauen und war somit fähig zur Regierung. Schnell kam es zu einer kleinen Spaltung, denn ein Teil des Volkes hielt zu seinem alten Häuptling Simiti. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß der richtige Nachfolger Gilenis, der letztgeborene Sohn „Shibangu“ noch am Leben sei und somit noch Chief werden müsse. Davon wollten jedoch Ndibaniso und sein Anhang nichts wissen.

Auf einer Hochzeit kam es zu kleinen Zwistigkeiten. Die Frauen riefen gleich ihre abwesenden Männer zum Kampf herbei. Die auf unserm Boden wohnen, brachten ihre Frauen und Kinder zu uns; Hausgerät wurde im Wald versteckt. Doch am folgenden Morgen war alles wieder ruhig. Einige Tage nachher ging Ndibaniso an unserer Station vorbei. Er holte sich einen sehr berühmten Zauberer, der sein Volk für den Kampf bereit machen sollte. Es mußte ein Ochs geschlachtet werden. Der alte Zauberer goß aus allen seinen Fläschlein und Hörnchen einen Zaubertrank, rieb damit das Fleisch ein, und jeder mußte davon essen. Es hieß, sich die Speere schleifen und sich auf den Kampf vorbereiten, die Geister seien mit ihnen, und sie werden somit Sieger werden. In der folgenden Woche war Simiti abwesend. Manche wollten wissen, daß er zur englischen Regierung sei, um die Anstellung des Skibunga als rechtmäßiger Chief zu erbitten. Seine Frauen hatten zu seiner Rückkehr ein großes Biergelage veranstaltet, wozu alle Anhänger Simitis eingeladen waren. Es war an einem Dienstag-Nachmittag, als er zurückkam. Schnell verbreitete sich das Gerücht, Simiti bringe schriftlich die Ernennung des Skibangu als Chief. Aber Ndibaniso gab das Kampfsignal, und noch in derselben Nacht begann der Krieg. Simiti flüchtete noch in der Nacht und kam am folgenden Morgen zu uns, um Schutz zu suchen. Das Volk kämpfte weiter, die Anhänger Simitis, unter der Führung eines Indunas. Ndibaniso zog selber seinen Scharen voraus. Schon hatten sie auf beiden Seiten Tote und Verwundete. Simiti versteckte sich mit zwei seiner Räte in einem kleinen Zimmerchen in unserer Tagesschule; hoffte er

doch, Ndibaniso werde sich wohl hüten, mit seinem Volke auf die Farm eines Weißen zu kommen, um zu kämpfen. Da die Tagesschule etwas abseits liegt, schlief er nachts in meiner Schule. Schon am ersten Abend sah man viele Kraale in Brand gesteckt. Die Leute auf unserem Boden verbargen ihre Sachen in den Wäldern und kamen wieder zu uns. Andere zogen in das Kaufhaus oder in die Wälder und mußten dann ihre Kraale mit Inhalt den Flammen preisgegeben. Eine Menge Polizeidiener, schwarze und weiße, waren zur Stelle, konnten aber den Kampf nicht zu Ende bringen. Man sah von unserer Station aus, wie sie von Kraal zu Kraal zogen und jedesmal eine Rauchwolke hinter sich zurückließen. Stets kamen getreue Boten zu Simiti, aber er war nicht mehr lange bei uns sicher. Hatte doch sein Enkel Ndibaniso geschworen, er werde nicht eher ruhen, bis er ihm den Kopf entzweigeschlagen und sein Blut getrunken habe. Man fürchtete einen nächtlichen Überfall der Station, aber die Streiter wagten sich nicht in unsere Nähe. Ein Bruder kam gerade mit unserm Ochsenwagen und ein paar Fuhrleuten von der Bahnstation. Gott war mit ihnen, denn auf einmal zogen die Leute einer anderen Gegend zu, und sie konnten ruhig weiterfahren. Nicht so gut ging es einem anderen Manne, der nach seiner Viehherde schaute; er wurde einfach wie ein Stück Vieh niedergestochen. Auf beiden Seiten waren Tote und Verwundete. Endlich am Freitagmittag kam die Polizei, holte Simiti aus seinem Versteck und brachte ihn und seinen Anhang nach Tzopo zum Gericht. Einige Tage später holten sie Ndibaniso und sein Volk. Zuerst wurde jeder für das Tragen eines Affagais (Lanze) mit L. 5.— bestraft; einige hatten deren drei oder mehrere, mußten somit auch mehr bezahlen. Später wurde dann Gericht gehalten. Simiti und Ndibaniso hatten wenig zu zahlen, jedoch deren Räte mußten einige bis zu L. 50.— geben.

Gegenwärtig ist Ndibaniso noch Chief. Shibunga wartet aber auch noch und möchte noch Chief werden. Ndibaniso, Protestant, war der Mission sehr abgeneigt und suchte die Tagesschulen in seiner Nähe zu verderben. Schon einige Male hat er den Missionar bei der Regierung angezeigt, daß dieser Schule halte, doch vergebens. In einem Kraal kann man privat unterrichten, nur kein Schulhaus bauen. In der letzten Zeit war Ndibaniso etwas milder; leider kann er keine Christin heiraten, da er schon fünf Weiber hat und mit einer Protestantin gerichtlich getraut ist.

K

Der Landmann wird nicht getadelt, weil die Ernte nicht ergiebig war, wohl aber, wenn er sein Feld nicht genügend bearbeitet hat.

franz von Sales.

Kinder haben Schutzengel

Aus Himmelsberg von Schw. M. Canuta

Unsere Station liegt auf einem Berg. Wenn es im Winter mehrere Monate nicht regnet, haben wir kein Wasser; jeder Eimer voll muß im Tal geholt werden. Diese Entbehrung macht sich am meisten geltend, wenn Feuer ausbricht. Unsere Schulknaben haben zu ihrem Aufenthalte einen mit Stroh bedeckten Kraal. Nun war es sehr kalt und windig, und unsere Jungens machten sich deshalb ein kleines Feuer. Da läutete es zur Abendschule, und im größten Schuleifer verließen die Jungens den Kraal, ließen die Türe unbedacht offen stehen, so daß der Wind gewaltig durch die Öffnung blies, und das Strohdach vom Feuer ergriffen wurde. Ein Knabe hatte etwas vergessen, kehrte zurück und sah die große Gefahr. Es war kein Tropfen Wasser zur Hand. Wie von einem unsichtbaren Geist inspiriert, lief der Junge zur nahen Kirche, wo die Weihwasserbütte gefüllt stand, und löschte damit die brennende Hütte. Dadurch hatte er großen Schaden verhütet, denn bei dem starken Wind wäre es unausbleiblich geblieben, daß alle Hütten vom Feuer erfaßt würden.

*

Bei einem Ochsengepann muß gewöhnlich ein Knabe die Ochsen führen. Das ist ein schwerer Posten, besonders, wenn es eine Drehung gibt, und der Treiber mit der Peitsche und unter Schreien die Ochsen noch dazu antreibt. Es war Pflügezeit, und die Arbeiter waren auf dem Felde am Eggen. Der kleine Führer stolperte und fiel zu Boden, und das ganze Ochsengepann trampelte über den Knaben. Der Treiber, welcher die eiserne Egge führte, gewahrte endlich die Gefahr und schleuderte die Egge mit aller Wucht zur Seite im sicheren Glauben, daß er den Knaben als Leiche finden werde. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er den Knaben vom Boden aufhob und ihn lebend fand; einige Hautabschürfungen an der Stirne und Schläfe und an der Wange, das war alles. Mit großer Erregung brachte ihn der Treiber nach Hause und dankte dem Schutzengel dieses Kindes. Für alle war das ein großer Ansporn, den treuen himmlischen Begleiter noch mehr zu verehren. Der Junge wurde bald wieder geheilt und mußte anfangs noch das Gelächter seiner Mitschüler ertragen, da er im Gesicht auf einer Seite weiß und auf der andern Seite schwarz ausah, bis sich nämlich eine neue schwarze Haut auf der abgeschürften Seite wieder gebildet hatte.

3

Heiteres

„Der beste Koch“

Aber, liebe Frau," sagte der General von N. zu seiner Gemahlin, „es ist just meine Mode nicht, Dein Essen zu tadeln, besonders, wenn Gäste dabei sind, auch war Deine Suppe gut und der Braten nicht schlecht; aber das Gemüse, ich meinte, das hätte besser sein können! Ich habe einmal in Amerika Kartoffeln gegessen; in meinem Leben hat mir nichts so köstlich geschmeckt. Die hatte der alte Peter gekocht, dem man's gar nicht ansieht, daß er ein solcher Küchenmeister ist." — Die Frau Generalin war eine verständige Frau und hatte ein treffliches Gemüt. Auch lernte sie noch im Alter gerne etwas Nützliches. „Wenn der alte Peter solch ein Meisterstück der Kochkunst fertig brachte, lieber Mann," entgegnete sie, „so denke ich es auch noch zu tun. Es kommt darauf an, daß er mich es lehrt.“ „Wie, Du wolltest von dem alten Peter noch etwas lernen?“ fragte lächelnd der General. „Nun, er soll gleich erscheinen und Dich's lehren!“

Er befahl dem Bedienten, den alten Peter zu rufen, der mit dem hessischen General den Krieg in Amerika mitgemacht hatte. Keine fünf Minuten später stand der alte Peter vor allen Gästen und vor seiner Herrschaft. Er war ein treuer Diener seines Herrn gewesen, hatte Sauer und Süß mit ihm durchgemacht, und wurde nun als Invalide im Hause gut gehalten. „Peter," ruft der General, „weißt Du noch, wie Du damals so gute Kartoffeln kochtest, als wir nach der Schlacht am Feuer saßen in dem gewaltigen Walde?“ — Peter schmunzelte und sagte: „Wohl weiß ich's noch, Euer Erzellenz!“ — „Nun sag einmal," fuhr der General fort, „wie Du die damals kochtest. Ich möchte noch einmal solche Kartoffeln essen.“

Jetzt schmunzelte Peter nicht mehr. Er schüttelte ängstlich mit dem Kopfe, und kein Wort wollte aus seinem Munde. Er wußte nicht, wohin er vor Verlegenheit seine Augen wenden sollte. — „Willst Du wohl sprechen, alter Kauz?“ befahl lachend der General. „Heraus damit, denn solch ein köstliches Kochrezept darf nicht mit Dir zu Grabe gehen.“ — „Wenn's denn sein muß," sprach endlich Peter, „so will ich reden; aber halten Euer Erzellenz zu Gnaden, wenn es nicht so ausfällt, wie Sie denken. Wir hatten, wie sich Euer Erzellenz erinnern werden, damals in acht Tagen nichts Warmes und auch sonst nicht viel gegessen, und das Fleisch war uns auch nicht zwischen den Zähnen stecken geblieben, weil wir keins hatten, aber unser eigenes wäre beinahe von den Knochen gefallen. Ich hab' damals jeden Morgen mein Säbelkoppel enger um den Leib geschnallt, und ich glaube, Euer Erzellenz' Degenkoppel mußte

auch um ein Loch enger werden, damit der Magen nicht zum Bellen Raum hatte. Da erwischte ich, wo und wie, weiß ich selber nicht mehr, Kartoffeln.“ — „Aber, mach' die Geschichte kurz“, rief ungeduldig der General; „niemals hat mir ein Essen besser geschmeckt als jene Kartoffeln.“ — „Aber, ich erlaube mir nochmals zu sagen,“ fuhr Peter beherzt fort, „seit einer Woche hatten wir nichts gehabt als Regen, Kälte und Scharmügel. Der Himmel und die Bäume waren unser Dach; das Moos des Bodens unser Lager, und Hungerleiden war die angenehme Zutat. Mein Feldkessel schwitzte vor Freude, als er wieder einmal an ein Feuer kam und machte ordentlich mit dem Wasser Musik, als die Kartoffeln in ihn kamen. Womit aber salzen? fragte ich mich, denn in der Wildnis war kein Laden, wo man Salz kaufen konnte. Die Kartoffeln fingen schon an weich zu werden, als mir ein Pulverhorn einfiel. Halt! dachte ich, das ist ein guter Gedanke, muß aber etwas mehr nehmen. Und so ließ ich alles, was darin war, in den Kessel laufen. Womit aber schmalzen? dachte ich wieder. Da war Holland in Not. Butter oder Schmalz war für Geld nicht zu haben. Endlich fiel mir ein, daß ich noch ein Stümpfchen Talglicht hatte, womit ich gewöhnlich meinen Zopf schmierte, wenn's zur Parade ging. Mag der Zopf auch einmal nicht ordonnanzmäßig sein, dachte ich; hierzulande ist ja vieles nicht ordonnanzmäßig, auch nicht das Hungern. Ich schüttete das Wasser ab und warf das Endchen Talglicht in den Kessel, das sich schnell auflöste, zog den Docht heraus und — das Gericht war fertig.“ — „Alle Pest,“ rief der General, „alter Kerl! Schießpulver und Talglicht hast Du mir zu essen gegeben!“ — Ein brausendes Gelächter erfolgte an der Tafel, denn niemand konnte sich mehr zurückhalten. — „Ja, sehen Euer Erzellenz,“ sagte Peter, „Sie haben's ja befohlen, daß ich alles sagen solle! Der Hunger ist und bleibt der beste Koch. Es war im Felde, und wir hatten acht Tage nichts Warmes gegessen.“

„Soll ich Dir solche Kartoffeln heute abend bereiten lassen, da ich nun das köstliche Rezept habe?“ fragte schalkhaft die Generalin. — Der General schüttelte sich und lachte mit. Dem Peter aber drückte er einen Taler in die Hand und sprach: „Da, Alter, trink eins, aber bleibe mir mit Deiner Kochkunst vom Leibe. Ich will solche Kartoffeln nicht noch einmal essen.“

z

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Witterschlick Mk. 21.—, Antonius; Bauerwitz Mk. 21.—, Agnes; Elpe Mk. 42.—, Katharina und Johannes; Elgermühle Mk. 21.—, Heinrich; N. N. Mk. 63.—, Rita, Theresia und Judas Thaddäus; N. N. Mk. 21.—, Joseph Anton.

Für die Mission: Schröck zu Ehren des heiligen Antonius von mehreren Wohltätern Mk. 15.—, Fulda Mk. 4.50, Gelsenkirchen Mk. 5.—, Senden Mk. 2.50, Recklinghausen Mk. 5.—, Schröck Mk. 2.—, Lippspringe Mk. 2.50, Brotdorf Mk. 10.—, Krefeld Mk. 7.50.

Für Missionszwecke: Ehrzumzüg Mk. 5.—, Beberstedt Mk. 2.—, Weeze Mk. 5.—.

Almosen: Adlwang Mk. 1.—, Dedwaldhausen Mk. 5.—, Döringstadt Mk. 5.—.

Antoniusbrot: Döringstadt Mk. 1.—.

Für die Missionschule: Kiegelberg Mk. 4.—.

Für die Heidenkinder: Dortmund Mk. 10.—.

Zum Loskauf des Negermädchens Elisabeth, das so gern Schwester werden möchte: Gleiwitz Mk. 20.—.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Der kleinen heiligen Theresia recht innigen Dank für Erhörung in zwei Anliegen. F. D. in D.

Tausendfachen Dank der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu sowie der im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Gräfin Theresia Ledochowska für auffallende Hilfe in einem schweren Ohrenleiden.

Veröffentlichung war versprochen.

Langjähriges Gebet einer Missionschwester vom kostbaren Blut zum lieben Jesuskind wurde am heiligen Weihnachtsfest erhört. Ihre Pflegebefohlene, eine arme Geisteskranke, ging an diesem Tage nach vielen Jahren wieder zum Gebet und Gottesdienst.

Veröffentlichung war versprochen.

Mariannhill.

Rösselsprung

			te	der	nen	Tag		
			Sa=	größ=	ver=	fei=		
		laßt	ben,	die	gafft	und	Kraft,	
dan=	uns	ist	Ar=	Brot	So	stes=	le	
ten	Gott	sie	beit	wird	ge=	Sei=	al=	
daß	wir	ha=	Zeit	Sorg	den	schafft,	her	
		ben,	macht	sen	und	dem	Bo=	
			gef=	al=	aus	Not.		
			ver=	les	Erz	dao		

Rätselauslösung zum Kapselrätsel aus voriger Nummer

„Wie die Arbeit, so der Lohn!“